

„große historische Ideen begannen als utopische Träume und wurden dann Realität“, zitierte Hatoyama Yukio sein Idol Coudenhove-Kalergi einmal.

Christoph Neidhart war bis zu seiner Pensionierung im Herbst 2019 zwölf Jahre Tokyo-Korrespondent der Süddeutschen Zeitung. Er lebt seit 2002 in Japan. Zuvor berichtete er aus Moskau, Osteuropa und Skandinavien und war vier Jahre lang „visiting scholar“ an der Harvard University. Neidhart hat mehrere Bücher geschrieben, unter anderem Die Kinder des Konfuzius, Was Ostasien so erfolgreich macht (Herder, 2007).

Buchvorstellung I



Ruth Nathanson:

Zwischenstation – Überleben in Shanghai 1939-1947,
 Bühl: seitenweise Verlag, 2016. 96 Seiten, mit etwa 20
 Abbildungen. ISBN-13: 978-3943874174.

Unter der Überschrift „Kinderleichen sah der Junge jeden Tag“ erschien am 8. Oktober 2018 in der *FAZ* ein eindrucksvoller Bericht über ein Schüler-Interview mit dem 1938 in Berlin geborenen Michael Nathanson, der den ersten Teil seiner Kindheit, nämlich die Jahre 1939-47, zusammen mit seiner „arischen“ Mutter, seinem jüdischen Vater und seinem halb-jüdischen Bruder Peter im Exil verbracht hatte. Wie etwa 18.000 andere mitteleuropäische (weit überwiegend jüdische) Emigranten war die Familie nach Shanghai geflüchtet, weil für die Stadt kein Einreisevisum nötig war. Basis des Interviews waren Nathansons Kindheitserfahrungen in China, sicherlich ergänzt und erweitert durch das zwei Jahre zuvor erschienene Buch *Zwischenstation* seiner Mutter.

Einige kleinere Fehler des *FAZ*-Beitrages seien hier korrigiert. Der ursprüngliche Untertitel (der nach der Aktualisierung vom 5.11.2018 verschwunden ist) „1939 flohen die Nathansons nach Schanghai und litten auch dort in einem Getto an Hunger und Krankheiten“ suggerierte, die Familie habe durchgehend im Ghetto gelebt, was nicht stimmte. Ähnlich irreführend ist auch folgender Satz: „Auf Drängen der verbündeten Nazis hin wurden die Nathansons in einem 1943 errichteten Getto untergebracht.“ Diese Formulierung erweckt den Eindruck, die lokalen NS-Vertreter hätten die japanische Besatzungsmacht gedrängt, speziell die Familie Nathanson zu internieren. Faktisch jedoch wurden alle nach dem 1.1.1937 in Shanghai eingewanderten staatenlosen Flüchtlinge im Frühjahr 1943 gezwungen, in die sog. „designated area“ im Stadtteil Hong-

kew umzuziehen. Es gab also keine individuellen Repressalien seitens der Vertreter des „Dritten Reiches“ gegenüber der Familie. Der Hinweis, Japan habe nach Pearl Harbor „die bis dahin noch freien internationalen Stadtteile“ besetzt, ist zwar nicht gänzlich falsch, tatsächlich wurde die sog. French Concession – wegen des Fortbestands von Vichy-Frankreich – erst 1943 besetzt. Behauptet wird in dem Beitrag, die Familie habe anfangs ein Jahr in einer „Sammelunterkunft“ gewohnt, faktisch waren es allerdings nur 14 Tage (Buch, S. 32). Glaubt man den Aussagen von Ruth Nathanson, erscheint der Satz des *FAZ*-Textes, Mutter und Kinder hätten „jeden Tag fürchten [müssen], abends nichts zu essen auf dem Tisch zu haben“ übertrieben. Die meiste Zeit konnte die einfallreiche und flexible Ruth Nathanson ihre beiden Söhne glücklicherweise hinreichend ernähren, worauf sie auf Seite 59 explizit hinweist, als es um die Aufnahme eines zugelaufenen Hundes in die Familie ging: „Nein, meine Kinder waren bis jetzt nicht verhungert und nun sollte ich diesen armen Teufel dem Hungertod aussetzen?“

Bei dem hier vorgestellten Band handelt es sich um den posthum veröffentlichten autobiographischen Bericht einer 1908 geborenen katholischen Berlinererin, die 1939 gemeinsam mit ihrem jüdisch-deutschen Ehemann und zwei sehr jungen Söhnen vor dem nationalsozialistischen Antisemitismus nach Shanghai floh. Ein solches Werk kann man nicht im eigentlichen Sinne rezensieren, man kann es lediglich in die Zeitläufte einbetten und auf Ungereimtheiten aufmerksam machen.

Herausgeber des recht ansprechend gestalteten Buches ist der Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim e.V. Geboten werden neben dem Haupttext (S. 25-90) u.a. ein Lebenslauf von Ruth Else Nathanson (S. 13-14) sowie eine zweiteilige historische Einordnung von Bernd Rottenecker (S. 15-24, 93-95), unter dessen redaktioneller Leitung auch das gesamte Buchprojekt stand, worauf die Verlagshomepage hinweist. Zwei Jahre nach dem Erscheinen von *Zwischenstation. Überleben in Shanghai 1939-1947*, hat Rottenecker – zusammen mit Jürgen Stude und Dieter Petri – das Buch *Jüdisches Leben in der Ortenau* verfasst, und darf daher als Kenner der jüdischen Geschichte in diesem Teil Badens (Kippenheim liegt etwa in der Mitte zwischen Freiburg i.Br. und Straßburg) gelten.

Wenden wir uns zunächst dem interessanten Lebenslauf der Autorin zu. Ruth wuchs als jüngstes Kind von Josef und Clara Riedel in Berlin auf. Von den insgesamt acht Kindern erreichten nur vier das Erwachsenenalter. Als Ruth zehn Jahre alt war, kam zudem ihr Bruder Walter im Ersten Weltkrieg um. Mit 12 Jahren wurde die ursprünglich evangelische Ruth „auf katholisch umgetauft, denn wenigstens eines der Kinder soll[te] katholisch sein.“ Warum allerdings erst so spät, möchte man die Eltern fragen. Im Zuge der Hyperinflation 1923 war der Vater gezwungen, sein leider nicht näher bestimmtes, „Geschäft“ aufzugeben, woraufhin Ruth das Gymnasium verlassen musste und stattdessen „eine Lehre als Putzmacherin (Hutmacherin)“ machte. In der Endphase der Weimarer Republik (1930/31) „erlebt[e] [Ruth] als Kindermädchen in Schweden eine glückliche Zeit.“ Auffällig ist, dass die zierliche Ruth Riedel erst drei Mona-

te vor ihrem 26. Geburtstag, also – für damalige Verhältnisse – relativ spät heiratete. In den Monaten vor ihrer Hochzeit am 15. November 1933 musste ihr aufgrund von „Machtergreifung“ (30.1.), Reichstagsbrand (27./28.2), März-Wahlen (5.3.) „Ermächtigungsgesetz“ (23./24.3.), „Judenboykott“ (1.4.), und dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums (7.4.) klar gewesen sein, dass die „Eheschließung mit Ernst Nathanson, Sohn des jüdischen Arztes Dr. Max Nathanson [gest. 1935] und seiner Ehefrau Adelheid, geb. Asch“ unter den obwaltenden Umständen in Hitler-Deutschland riskant war.

Nach acht Jahren in China gehörten Ruth, Ernst und die beiden Söhne Peter und Michael zu einer Gruppe von 295 ehem. Shanghai-Emigranten, die am 21. August 1947 am Görlitzer Bahnhof in Berlin-Kreuzberg offiziell empfangen wurden. Auf das Schicksal einiger dieser Leidensgenossen war 50 Jahr später in der Ausstellung „Leben im Wartesaal. Exil in Shanghai 1938-1947“ im Jüdischen Museum Berlin aufmerksam gemacht worden. 1950 starb Ernst Nathanson an den Spätfolgen seiner Tbc-Erkrankung, die er sich in Shanghai zugezogen hatte. Ruth war Mitglied des Vereins der Verfolgten des NS-Regimes (VVN) und besuchte als solches einmal Israel. 2008 starb sie 100-jährig in Kippenheim, wohin sie aus Berlin kommend 2001 umgezogen war.

Bereits seit den 1960er Jahren erschienen viele Erinnerungen von Shanghai-Exilanten. Das vorliegende Buch dürfte einer der letzten derartigen Texte sein. Wer die einschlägigen autobiographischen „Klassiker“ wie Hugo Burkhard, *Tanz mal, Jude!* (1967), Ernst G. Heppner, *Shanghai Refuge* (1993) oder Sigmund Tobias, *Strange Haven* (1999) sowie Kompilation wie *Shanghai Remembered ...* von Berl Fahlbaum (2005) oder *Exodus to Shanghai* von Steve Hochstadt (2012), oder auch die Sekundärliteratur von David Kranzler, *Japanese, Nazis & Jews*, (1976), Astrid Freyeisen (*Shanghai und die Politik des Dritten Reiches*, 2000) und Irene Eber (*Wartime Shanghai and the Jewish refugees from central Europe*, 2012) kennt, mag sich daher fragen, was es noch Neues zu erfahren gibt.

Hinzuweisen ist hier auf folgenden Umstand: Während es ein bekanntes Phänomen in Shanghai war, dass häufig die Frauen mit der Situation im chinesischen Exil besser zurecht kamen als ihre in der Regel älteren und weniger flexiblen Männer, gibt es doch nur relativ wenige ausführliche autobiographische Emigrations-Darstellungen von Frauen. In dieser Hinsicht ist das vorliegende Buch eine Bereicherung, zumal es einige Themen anspricht, die zwar auch an anderer Stelle erwähnt werden, hier aber aus erster Hand stammen. Beispielsweise schreibt Ruth Nathanson, dass sie sich „nach vorheriger Absprache mit meinem Mann [...] auf Chinesisch scheiden“ ließ (S. 55). Auf diese Weise konnte sie, die ja aus NS-Sicht „arisch“ war, ihren deutschen Pass zurückbekommen und mit ihren beiden Söhnen das „Ghetto“ verlassen. Nicht zuletzt aufgrund dieser Situation entspricht ihre Exil-Erfahrung – insbesondere für die Jahre 1943-45 – nicht derjenigen der meisten der zwischen 1938 und 40/41 aus dem „Dritten Reich“ nach Shanghai Geflüchteten.

Doch auch so blieb zweifellos genug Dramatik. Die Familie reiste zunächst einmal von Bremerhaven nach Shanghai. Die Schwiegermutter, die am 31.12.1944 (im Buch ist auf S. 29 von 1941 die Rede, auf dem Foto des Grabsteines auf S. 90 ist jedoch das oben angegebene Datum zu sehen) in Riga erschossen wurde, hatte die hohen Reisekosten der Überfahrt in der Ersten Klasse übernommen. Andere Tickets waren nicht mehr verfügbar gewesen. Es war die letzte Ostasientour der *Gneisenau* (Norddeutscher Lloyd). Später versuchte die Kriegsmarine vergeblich, das Schiff in einen Flugzeugträger umzubauen. Das Schwesterschiff *Scharnhorst* wurde – weil es bei Kriegsausbruch 1939 in Japan war – verkauft, in den Flugzeugträger *Jinyo* verwandelt und 1944 versenkt. Die Umstände des Ticketkaufs, die Umwandlung ihres „Arischen Pass[es]“ in einen „Auswanderungspass“ und die Reise beschreibt Ruth Nathanson auf den Seiten 25 bis 30.

Tatsächlich lebte die Familie zeitweise am Existenzminimum, was soweit ging, dass Ruth ihr Bett verkaufen musste (S. 42). Allerdings hatten sie auch immer wieder das sprichwörtliche Glück im Unglück: Durch die erwähnte Scheidung mussten Mutter und Söhne nicht im Ghetto leben und Ruth Nathanson erhielt „Krankenbehandlung und Medikamente gratis und eine kleine Unterstützung von den Deutschen“ (S. 56). Ihre kleine Ein-Zimmer-Wohnung hatte einen „richtigen elektrischen Herd [...] [und] ein anschließendes Badezimmer mit einer Badewanne und Waschbecken sowie einem WC“, was – wie Ruth Nathanson selber schreibt – „geradezu luxuriös für unser Emigrantendasein war“ (S. 56). Zwar infizierte sich Ernst Nathanson etwa 1941 mit Tbc, lag aber lange Zeit „im besten Lungensanatorium Shanghais“ (S. 47) und Michael erhielt im Zuge seiner Diphterie-Erkrankung „das schönste Kinderbett mit Aussicht auf das Wasser am Fenster.“ (S. 63) Peter war zeitweise im katholischen Internat, wofür Ruth Nathanson nur die Hälfte der Kosten tragen musste (S. 65). Er war dort aber nicht glücklich, so dass die Mutter ihn wieder nach Hause holte.

Die katholische Kirche spielt in dem Buch eine wenig rühmliche Rolle. Ruth Nathansons Darstellung macht deutlich, dass deren Repräsentanten in Shanghai (sie erwähnt namentlich einen „Pater Sch.“, „Mutter de Gard“ und „Mr. Lambert“) ihr zwar halfen, aus ihrer Sicht allerdings aber keineswegs an die Grenze des Machbaren gingen (S. 47, 53/55, S. 62). Als sie dies Mr. Lambert einmal sehr deutlich sagte, antwortete dieser, sie sei nicht demütig genug (S. 47). Ganz von der Hand zu weisen ist diese Kritik an Ruth Nathanson möglicherweise nicht, schreibt sie doch, „dass die katholische Kirche, außer der verbilligten Wohnung und dem freien Schulbesuch meines Ältesten, nichts für uns tat.“ Als Grund „für dieses unchristliche Verhalten“ ihr gegenüber führt sie Folgendes ins Feld: „Man wollte mich durch Not und Hunger mürbe machen, damit sich mein Mann taufen lässt. Aber ich beschwor ihn, seinen Glauben zu behalten, obwohl er es im Interesse seiner Kinder tun wollte. Ich aber sträubte mich dagegen, dass irgendeiner von uns sein Hemd auszieht, mit dem er geboren wurde.“ Ob der hier angedeutete religiöse Antisemitismus tatsächlich der Hauptgrund für das Verhalten der Vertreter der katholischen Kirche war, sei dahingestellt. Unabhängig von dieser Frage steht aller-

dings zweifellos fest, dass auch die Kirchen in Shanghai von den örtlichen Nazis stark unter Druck gesetzt wurden. Dafür spricht das bekannte Schicksal des aus dem Amt gedrängten ev. Pastors Fritz Maass (Schmitt-Englert, *Die Deutschen in China 1920-1950*, 2012, S. 234-236). Zu „Pater [M.] Sch[neider].“ schreibt Nathanson, diesem seien „nur die Deutschen im Settlement und nicht die Emigranten“ offiziell unterstanden. Dessen Bemerkung, die Hilfeleistungen gegenüber den Emigranten seien den („arischen“) Deutschen verboten, weisen auf den NS-Druck auf die Kirchen hin. „Er übergab mir ein Kuvert mit der Bemerkung, die Deutschen würden ja gerne helfen, aber sie dürften es nicht. Daraufhin fragte ich ihn, ob sich diese Antwort mit seinem Priesteramt vereinbaren lasse?“ (S. 43f).

Während Michael Nathanson in dem eingangs erwähnten Interview von vielen Kontakten zu Juden sprach, berichtet seine Mutter faktisch eher über Kontakte zu Nicht-Juden und Chinesen. Vor allem ihre Kontakte mit Chinesen sind bemerkenswert, da diese von Ruth Nathanson – anders als in den meisten Erinnerungen von Shanghai-Emigranten – mit Namen und individuellen Eigenschaften vorgestellt werden. Allerdings ist hier in Rechnung zu stellen, dass die Chinesen, über die hier berichtet wird, in den meisten Fällen nicht im Armenviertel / Ghetto Hongkew wohnten, sondern in der Edinburgh (später Kiangsu) Road im International Settlement. Zunächst berichtet sie auf Seite 50 davon, dass ein gewisser Wong Chen für die (jüdischen) Emigranten allerhand repariert habe und sie und die Kinder einmal nach Hause brachte, als es ihr ohne männliche Begleitung zu gefährlich erschien. Ihre Beziehung zu ihrem Vermieter, „Mr. Shue“, war dagegen eher konfliktgeladen (S. 56, 71f u. 74f). Geholfen wurde ihr dagegen immer wieder von ihrer chinesischen Umgebung, von dem Bäcker Lung Wa, dessen Geschäft auf der anderen Straßenseite lag (S. 59 u. 74f), von „Miss So Phie“, „die eine halbe Treppe tiefer wohnte“ und der die deutschen Lieder gefielen, die Ruth Nathanson gelegentlich sang. „Wenn ich beschäftigt war, lud sie oft die Kinder zu sich ein und machte ihnen ein chinesisches Essen“ (S. 58; S. 68 u. 75f). Auch „die Familie Cha Ga Ti Wo unter uns“ war hilfsbereit. Die Mutter sprach Englisch und beneidete Ruth Nathanson um ihre beiden Söhne, da sie selbst „nur“ zwei Töchter hatte (S. 59).

Zwei Szenen rund um das Kriegsende müssen hier noch angesprochen werden. Es geht hier um Unterredungen Ruth Nathansons mit japanischen und deutschen Repräsentanten 1945, die historisch zu hinterfragen sind und die Grenzen der Oral History aufzeigen. Nachdem Ruth Nathanson bereits vom Kriegsende berichtet und amerikanische Soldaten erwähnt hatte (S. 67-69), schreibt sie Folgendes:

„Ich musste mich nun wieder in Hongkew anmelden und ging mit meinem Mann zu den Japanern, um mir den ‚Ghetto-Stempel‘ in den Ausweis geben zu lassen, den ich für das Komitee benötigte, um ordnungsgemäß der Gemeinschaft anzugehören. Zuerst wurden wir vom Japaner gefragt, ob wir nur die Proklamation [zur Einrichtung des Ghettos] umgehen wollten. Aber mein Ernst übergab ihnen einen Ausweis, dass er als Lungenkranker zuerst noch außerhalb des Distriktes

im Sanatorium gelegen hätte. Außerdem hätte seine Frau keine Möglichkeit gehabt, ihn dort zu besuchen, da kein Geld vorhanden war. Um seine Familie nicht verhungern zu lassen, hätten wir uns vorübergehend getrennt. Da stempelte der Beamte ohne weitere Nachfrage unsere Ausweise ab und warf uns ein Stück Papier vor unsere Füße. Wir mussten uns vor ihm verneigen und rückwärtsgehend den Raum verlassen. Lange konnten die Japaner uns aber nicht mehr schikanieren, denn auch der Pazifikkrieg war zu Ende.“ (S. 69f)

An dieser Stelle scheint einiges durcheinandergeraten zu sein. Nach dem Ende des Pazifischen Krieges hatten die Japaner in Shanghai keine Macht mehr und selbst in der kurzen Übergangsphase bis amerikanische und national-chinesische Truppen in der Stadt eintrafen, erscheint die oben zitierte Szene nur schwer vorstellbar. Ruth Nathanson wohnte also mit ihren beiden Söhnen auch weiterhin in der Edinburgh Road, da ihr Mann wegen seiner Tbc-Erkrankung ohnehin im Hospital lag. Zur weiteren Entwicklung äußert sie sich wie folgt:

„So blieb ich also weiter außerhalb Hongkews wohnen. Ich melde mich auch bei den Deutschen ab und danke ihnen für die ärztliche Betreuung und die kleine finanzielle Unterstützung, die man uns Frauen mit Kindern immerhin gewährt hatte. Als man mich daraufhin in ein politisches Gespräch ziehen wollte mit der Bemerkung, alle deutschen Frauen würden jetzt zu ihren Männern zurückgehen und der Nationalsozialismus hätte diesen Krieg nicht gewollt, musste ich laut lachen. Ich antworte ihnen wörtlich: ‚Nein, Sie haben hier wahrscheinlich keine Ahnung, wie der Nationalsozialismus in Wirklichkeit aussah. Sie haben ihn hier auf einem silbernen Tablett serviert bekommen, / uns aber hat man nur einen Blechnapf hingestellt und wie Hunde behandelt. Glauben Sie wirklich, dass eine einzige Frau ihren Mann für immer verlassen hätte? Wenn wir uns eine Zeit lang trennten, dann nur unserer kranken Kinder wegen; wir wollten überleben, denn jeder Mensch hat ein Recht auf Freiheit, sowie der Vogel ein Recht hat, in Freiheit zu leben, und sterben muss, wenn man ihn einsperrt. [...] Ich weiß, Herr Petermann, Ihr einziger Sohn gilt in diesem Kriege als vermisst. Ich wünsche Ihrem Sohn alles Gute. Wie wäre Ihnen als Vater zu Mute, wenn er so menschenverachtend behandelt würde, wie man uns behandelt hat? Ich habe sogar zu Hause [in Deutschland bei der Ausreise] unterschreiben müssen, dass ich meine Heimat nicht mehr betrete. Aber ich werde sie wiedersehen, dessen können Sie gewiss sein. Und auch dies wünsche ich auch [sic] für Ihren Sohn!‘ – Damit ging ich mit meinen beiden Kindern von dannen. [...] Wie dem auch sei, ich sah ihn [Petermann] nie wieder, denn alle ‚Parteideutschen‘ kamen zuerst auf ein Evakuierungsschiff nach Japan.“ (S. 70f)

Unklar ist, ob Ruth Nathanson hier die sog. Deutsche Gemeinde bzw. die Reichsdeutsche Gemeinschaft oder das Generalkonsulat meinte. Nach Kriegsende war das ehem. Generalkonsulat geschlossen. Einen „Herr Petermann“ findet man im Biographischen

Handbuch des Auswärtigen Dienstes nicht. Tatsächlich handelt es sich wohl um Prof. Dr. Bruno Petermann, einen Mathematik- & Physik-Dozent an der Tongji-Universität in Shanghai-Wusong, der zwar lokales OAG-Mitglied geworden war, aber nicht auf den NSDAP-Listen für China auftaucht. Auch davon, dass alle NSDAP-Repräsentanten bzw. Diplomaten zunächst nach Japan „evakuiert“ wurden, ist nichts bekannt.

Abschließend muss noch auf ein kleines amouröses Abenteuer von Ruth Nathanson verwiesen werden. Bemerkenswert ist, dass sie sich – obwohl sie selbst außerhalb des Ghettos lebte – mit einem deutschen Emigranten zusammentat, der sich zuvor aus den gleichen Gründen wie sie selbst von seiner deutschen Frau getrennt hatte, nämlich um ihr Unannehmlichkeiten zu ersparen (S. 60). Diese hatte allerdings daraufhin einen Engländer geheiratet. Etwas verschämt geht Ruth Nathanson mit ihrer Affäre um, was sich u.a. darin ausdrückt, dass sie nur ein einziges Mal seinen Vornamen („Herbert“) nennt und ansonsten von „Mr. Seiler“ spricht. Zwischenzeitlich war sie hin- und hergerissen, was sie tun sollte, entschied sich schließlich jedoch für ihren kranken Mann (S. 76-82), was Herbert Seiler nach anfänglichem Ärger folgendermaßen kommentierte: „Ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht, du hast Recht, von einem gesunden Menschen kann man fortgehen, aber einen Kranken kann man nicht verlassen.“ (S. 82)

Insgesamt bietet das Buch einen Einblick in ein sehr spezielles Emigrantenschicksal in Shanghai und ergänzt dadurch die bisherige Exilliteratur um eine weitere, weibliche Facette. Die Gesamtsituation Ruth Nathansons und ihrer beiden Söhne stellte dabei einen Sonderfall dar. Einerseits empfand sie sich zurecht als vom „Dritten Reich“ Verstoßene und sprach von den „normalen“ Emigranten im Ghetto daher auch von „uns“ etc. Andererseits erhielt sie – anders als diese – Unterstützung zunächst von der katholischen Kirche und später von der Deutschen Gemeinde Shanghai, die lange versucht hatte, ihre Unabhängigkeit von den lokalen NS-Vertretern aufrechtzuerhalten, letztlich aber Ende 1941 gleichgeschaltet wurde.

Christian W. Spang ist Professor an der Daitō Bunka Universität Tokyo/Saitama. Sein Forschung behandelt überwiegend die deutsch-japanischen Beziehungen von der Meiji- zur frühen Shōwa-Zeit. 2018/2019 war er Gastprofessor im Fachbereich Japanologie der Friedrich-Alexander-Universität (FAU) Erlangen-Nürnberg. 2001-04 war er im OAG-Vorstand, wohin er im Mai 2019 zurückgekehrt ist.